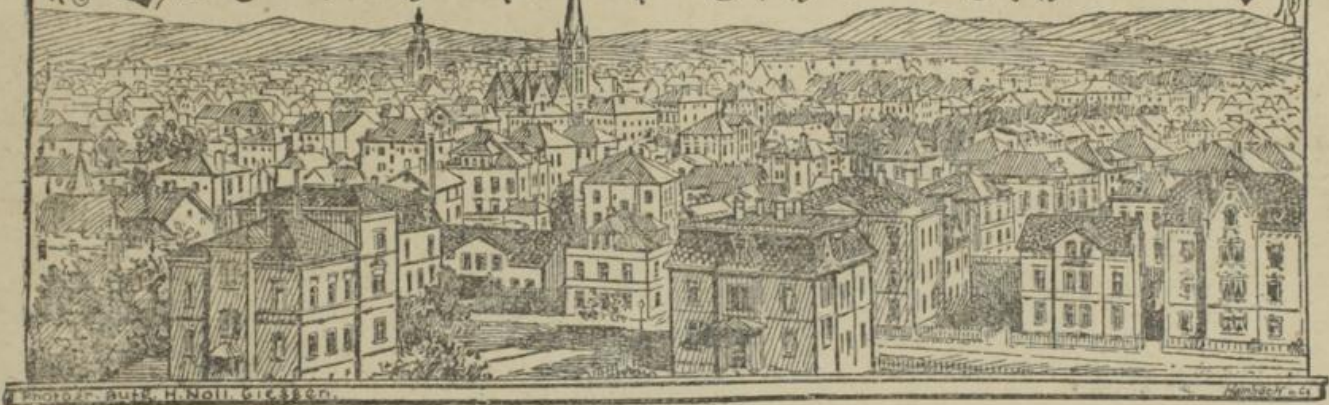


Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Von Charleroi an der französischen Grenze klang Kanonendonner und Kleingewehrfeuer herüber. Kein Zweifel mehr. Bedeutende französische Truppenmassen waren den preussischen Vorposten gegenüber eingetroffen. Hastig angegriffen, zogen sich die weitvorgesobenen Brigaden des ersten preussischen, des Rietenschen Korps, die dort zur Deckung der weit ausgedehnten preussischen Stellung standen, ihrem Befehle gemäß vor der großen Uebermacht kämpfend gegen Norden zurück.

Sübllich von Fleurus, auf der Chaussee nach Charleroi, hielten die Brandenburgischen Ulanen neben zwei Kurmärkischen Landwehr-Kavallerie-Regimentern, um die zurückgehenden Brigaden aufzunehmen. Sie mochten zusammen wenig mehr als 800 Pferde stark sein.

Schon war ein Ordonnanzoffizier vorübergesprengt, der den Feldmarschall, dessen Hauptquartier sich noch in Namur befand, die Nachricht überbringen sollte, daß Napoleon selber mit seinen Gardes jenseits Charleroi eingetroffen sei.

Mit einem Ausdruck glühvollster Spannung blickte Ulrich, an der Spitze seiner Schwadron haltend, in die Ferne, aus der der Geschüßlärm herüberbortete.

Gott sei Dank! Napoleon wartete nicht ab, bis Frankreich durch die langsam herannahenden Heere der Verbündeten, von denen Oesterreicher und Russen noch recht weit entfernt standen, umzingelt werden würde, nein! In verzweifelter Entschlossenheit nahte er heran, um zunächst über die dicht an seinen Grenzen haltenden Truppen Blüchers und Wellingtons herzufallen.

Endlich sollte dieses qualvolle Gängen und Bangen zwischen Krieg und Frieden ein Ende finden! Endlich sollte man sich mit Napoleon messen! Endlich durfte die Mut tödlichen Hasses sich im Kampfe entladen.

Eine weihedvolle, totbereite Begeisterung lag auf Ulrichs Bügen. Er wandte den Kopf; sein Auge streifte die kleine handvoll freiwilliger Jäger, die zur Seite seiner Schwadron hielten — war's nicht, als tausche er mit dem einen von ihnen, mit dem Strohblonden, Lageren, Blick um Blick?

Der Blonde lächelte, grüßte mehr mit den Augen, als mit einer Bewegung des Kopfes; durch Ulrichs Glieder zitterte es wie ein heimliches Erschauern — er lehrte sich ab. Suchend glitt sein Auge über die Schar der Reiter, deren blaue, goldverschürzte Uniformen, deren blaue Ushakos und schwarzweiße Lanzenfähnchen in der strahlenden Sonne schimmerten und funkelten. Jetzt hatte er den Gesuchten gefunden. Bei der nächsten Schwadron hielt Otto von Jäger. Die gertenschlanke Gestalt auf dem feingliedrigen Braunen wie aus Stein gemischt.

Armer lieber Freund!

Was ist aus dir geworden!

Seit jenen Tagen, da er von Philipp von Cure die Nachricht empfangen, daß Toska für immer zu ihrem Vater zurückgekehrt sei — seit jenem Tage schien Seele und Leben aus Ottos Körper gewichen, und die Glieder verrichteten nur noch einer Maschine gleich den Dienst.

Daß man ihm hätte helfen können!

Aber der starre Troß, mit dem er sich dem alten Freunde gegenüber von vornherein gewappnet, hatte sich bis zu einer eijigen Kälte gesteigert, die jedes gütig teilnehmende Wort im Keim erstickte. Ja, er hatte es fertig gebracht, sich in eine andre Schwadron versehen zu lassen.

Daß sich sein Gram doch in wilden Ausbrüchen Luft gemacht! Daß er . . .

Ulrichs Haupt ruckte herum — Pferdegetrappel hatte sein Ohr getroffen. Scharf forschend blickte er gen Süden. Aus der Staubwolke tauchten vier Reiter auf: Zwei westfälische Landwehrleute mit einem Unteroffizier — in ihrer Mitte — sah er recht?! — ein französischer Offizier. Gefangen? Nicht doch! Ein Ueberläufer gewiß. Die weiße Kolarbe glänzte am Hute. Näher sprengten sie heran. Vor dem General, der mit dem Oberst von Stutterheim und ein paar Herren vom Stabe ganz in der Nähe von Ulrichs Schwadron hielt, machten sie Halt.

Mit seltsam hochklopfendem Herzen folgte Ulrich dem Vorgang.

Worte wurden gewechselt — Ulrich unterschied sie nicht.

Da zog der Franzose, ein sierliches, bewegliches Kerlchen, einen Brief aus dem Ärmel seines Rocks. Oberst von Stutterheim nahm das Schreiben — prüfte die Adresse — wandte sich mit kurzer Erklärung gegen den General und gab es dann zurück. Im nächsten Augenblick löste sich der Regimentsadjutant aus dem Kreise und ritt an der Aufstellung der Ulanen entlang. Jetzt blieb er halten vor — Leutnant von Jäger. Der trabte mit dem Adjutanten zum Obersten zurück, der französische Offizier reichte Otto den Brief — Otto ergriff ihn — erblaute, schien zu wanken, — im nächsten Augenblick saß er wieder wie aus Stahl gegossen im Sattel.

Ulrichs Herz zog sich zusammen in tiefem Schmerz um den geliebten Freund.

Dieser Brief — gewiß! Er mußte irgendwie mit Toska zusammenhängen! Aber wie kam dieser französische Offizier dazu, der den Bourbonen, nicht Napoleon diente?!

Da wurde Ulrichs Aufmerksamkeit von neuem gefesselt: Der westfälische Unteroffizier sprengte mit seinen beiden Leuten zurück in der Richtung, aus der er gekommen — Otto von Jäger aber trabte an der Seite des französischen Offiziers mit zwei Ulanen gegen Norden auf Fleurus zu.

Was ging da vor?

Während Ulrich sinnend und grübelnd auf seinem Hengste hielt, ritten die beiden, der Franzose und der Deutsche, schweigend einen schmalen Feldweg entlang, der

zu beiden Seiten von mannshohem Korn umwoigt war. Instinktiv hatte Otto diesen Seitenpfad eingeschlagen, der sie den Blicken der Welt entzog. Die beiden Ulanen folgten in gemessener Entfernung.

Eine sengende Schwüle brütete zwischen dem Korn. Die grellleuchtende Luft schien zu stehen. Otto wählte zu ersticken. Er hielt sich nicht länger.

„Herr Rittmeister, darf ich erfahren, wie es kommt, daß Sie, gerade Sie mir den Brief — meiner Frau überbringen?“ Wie sturmzerfetzte Schreie klang. Das Auge hing an der weißen Kokarde, um sich dann drohend in den Blick des andern zu bohren.

Ueber das bewegliche Antlitz des Franzosen zuckten Lichter und Schatten in raschem Wechsel. Er fühlte die Gegnerschaft, und er suchte sich dem Blicke des Preußen, unter dem ihm heiß und unbehaglich wurde, zu entziehen.

„Nichts ist einfacher, monsieur mon lieutenant!“ entwortete er auf Ottos deutsche Anrede in deutscher Sprache, die er vollkommen beherrschte, mit einer liebenswürdig harmlosen Miene, indem er, sich etwas niederbeugend, zärtlich den Hals seines prächtigen Pferdes kopfte. „Madame de Jäger ist mir weitläufig verwandt. Aber nicht nur aus diesem Grunde habe ich ältere Anrechte wie Sie, mein Herr.“ Das schmale Haupt wandte sich ein wenig — ein Seitenblick, gleich einem Pfeile aus dem Hinterhalt geschossen, traf Otto. „Madame war von ihrem Vater — ehe er nach Rußland ging — mir zugesprochen!“

Der Brust des Preußen entrang sich ein Stöhnen.

„Damals! Damals, mein Herr!“ wehrte er gequält. „Aber jetzt! Jetzt! Wie kommen Sie jetzt zu diesen Briefen?“

„Den Sie noch nicht eines Blickes gewürdig. haben?“ gab der andere mit gut gespielter Entrüstung zurück.

Otto fuhr zusammen, grub die Zähne in die Unterlippe und trampfte die Rechte fester um den Zügel, daß sich ihm die Fingernägel schmerzhaft ins Fleisch gruben.

Es war wahr! Ungelesen stak dieser Brief noch immer unter dem roten Aufschlage seines Ärmels. Und dabei hatte seine Seele doch in verzweifeltsten Nächten nach einem Wort, nach einem einzigen Wort von ihr geradegu geschrieben! Aber nicht um eine Welt hätte er's vermocht, das Schreiben vor den Augen dieses Mannes zu erblicken.

Graf Duboit aber vermochte von diesem erdfahlen, starren Profil seines Gegners nicht einen einzigen Gedanken abzulesen.

„Wie ich zu dem Briefe komme?“ nahm er daher die Frage Ottos wieder auf — so ganz von obenhin. „Sehr einfach, mein Vester. Bei Madame de Jägers Rückkehr nach Paris erlaubte ich mir natürlich, Madame meine Aufwartung zu machen. Und als ich im Begriffe stand, mich anlässlich meines Abganges zur Armee persönlich bei ihr zu verabschieden, da vertraute sie mir die Besorgung jenes Billetts an, damit es sicher in Ihre Hände käme.“ Es war das alles im leichten Plauderton von seinen Lippen geschlossen. Als ginge keinen von ihnen beiden das alles etwas an. Jetzt aber vibrierte ein verstecktes Drohen durch die dunkle, sich etwas hebende Stimme; ein stechender Blick traf Otto. „Ich möchte, einen sichereren Weg, als den eingeschlagenen, hätte ich nicht wählen können. Madame sendet Ihnen ein letztes Abschiedswort, mein Herr! Sie bereut die Verirrung tief, Frankreich, — und sei es auch nur für Tage — untreu geworden zu sein und einem Feinde ihres Vaterlandes ihre Hand gereicht zu haben.“

„Einem Feinde ihres Vaterlandes?“ Otto war herumgefahren. Auch in Auge maß er sich mit dem Gegner. Aus dem Gewittersturm der Gefühle, der seine Brust unter den Erklärungen des Franzosen durchtobte, lösten sich höhnisch, ihm gellend im Ohre haftend, diese letzten Worte.

„Einem Feinde ihres Vaterlandes?“ wiederholte er. „Und was sind Sie?“

„Nicht ein Feind Frankreichs — mein Herr, ich muß sehr bitten!“ Graf Duboit elegantes Figürchen reckte sich hochfahrend auf. „Nur ein Feind Napoleons!“

„Toska von Jäger vergötterte Napoleon!“ Das war ein Schrei, der blitzartig eine abgrundtiefe Qual enthüllte.

Die Regung eines flüchtigen Mitleids spiegelte sich in den Zügen des Grafen. Seine graziöse Hand federte über den aufgezwickelten Schnurbart hin.

„Ma foi!“ Ein liebenswürdig gewinnendes Lächeln, dem sich ein Schimmer von Verlegenheit beimischte, umspielte seine Lippen. „Das habe ich ja auch bis vor wenigen Tagen getan! Da müßte man ja ein Stoch sein, wenn man diesen

Menschen nicht hätte anbeten wollen, diesen Menzagen, der Frankreich zu so unerhörtem Glanz und Ruhm geführt. Aber, aber“ — er psiff durch die Zähne — „alles in der Welt hat seine Zeit! Und dieses Mannes Zeit ist zu Ende! Ich bitte, Sie! Er, der sich zum Herrn Europas gemacht, weil er Europa unter die Gewalt seines Halbgottwillens zwang, — er begibt sich selbst dieses seines vornehmsten Machtmittels und erklärt in Frankreich die konstitutionelle Monarchie! Damit hat er sich selber die Schlinge über den Kopf geworfen. Die Frage ist nur noch, wer sie zuzieht. Das ist uns fern von seinem Einfluß, auf unserem Ritt zur Armee klar geworden. Und darum ziehen wir — mein Chef Generalleutnant Bourmont und sein ganzer Stab — es vor, zu den Fahnen des rechtmäßigen Königs von Frankreich zurückzukehren. Und seien Sie gewiß,“ — einen Ausdruck von Leichtsinne und lächelnder Zuversicht im Gesicht, zwinkerte er zu Otto hinüber, — „auch Toska wird ihren Abgott vergessen, sobald er gestürzt ist, und wird den Bourbonen huldigen lernen, wenn erst — wenn erst“ — er tat verlegen, errödete und schlug die Augen verschämt wie ein junges Mädchen nieder, — „ich darf es wohl sagen, daß sie mir Avancen gemacht —!“

„Sahaha!“ Ein Lachen wie das Gurgeln und Tosen eines eingedämmten Bergstromes.

„Aber Monsieur,“ — mit einem Ausdruck gekränkter Eitelkeit hob sich der Franzose im Sattel — „was ist da zu lachen?“

„Sahaha!“ In Ottos Brust quirkte und wirbelte alles wie in einem Hexentessel durcheinander. „Das wäre allerdings zum Lachen, wenn es nicht — wenn es nicht —!“ Mit einem Ruck brach Otto ab. Das also war des Pudels wahrer Kern! Sein Weib hatte ihn verlassen — nicht aus dem unüberbrückbaren Zwiespalt heiligster Gefühle heraus, — verlassen, nicht um des hehren Glaubens willen an diesen Mann, der dem einen ein Gott, dem andern ein Teufel war — nein! Nein! Sie war von ihm gegangen um einer simplen Liebchaft willen! Zu dem da! — Zu dem da! Den er hätte niederknallen mögen, wie einen toten Hund! Sollte der etwa noch die Genugthuung haben, daß er ihm eben den Todesstoß versetzt? Daß er ihm sein heiligenbild in Trümmer geschlagen?

Lieber tot!

Mit unheimlicher Ruhe, ferngerade auf seinem Pferde sitzend, zog Otto den Brief unter dem Ärmelaufschlag vor. Im nächsten Augenblick zückte ein Streichholz auf. Er hielt den Brief darunter. Seine Hände zitterten nicht.

„Sagen Sie Madame —“ Der Brief fing Feuer. Gierig leckte die Flamme daran auf. „Sagen Sie Madame, daß —“ Das Papier wurde braun, es wurde schwarz — kränkelte sich und sank knisternd auf den Sattelnopf. Er drückte es, jeden Funken vernichtend, mit sicheren Fingern in sich zusammen. „Sagen Sie ihr, daß ich, sobald der Krieg mir Zeit zu Privatangelegenheiten läßt, — ihrem Wunsche gemäß die Scheidung einleiten werde.“ Seine Hand öffnete sich. Die verkohlten Fetzen taumelten zur Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Sporrassele“.

Skizze von Th. Ebner (Ulm).

Vor ein paar Tagen haben wir ihn begraben. Mit allen militärischen Ehren, wie er es gewünscht hatte.

Wir haben nicht lange untersucht, ob er auch wirklich ein Anrecht darauf hatte. Dazu hatte man in diesen heißen und bewegten Tagen weder Zeit noch Lust. Wir wußten, daß es die Sehnsucht seines langen und armen Lebens gewesen war, und das genügte.

Der „Lieberfranz“ sang ihm ein Soldatenlied am Grabe, der Kriegerverein schwenkte seine schwarzsumferte Fahne darüber. So hatte er die Erfüllung seines Wunsches und seine Ruhe.

Wer? fragt der geneigte Leser. Ich bitte um Verzeihung. Wir nannten den Helden dieser kurzen, aber auch sehr wahren Geschichte nur den „Sporrassele“. Wi: er, der ehrfame Schneidergeselle Nepomuk Wehrlein zu diesem kriegerischen Namen kam?

Die Sache ist höchst einfach. Als er vor 44 Jahren, gerade nach dem großen Krieg, in unser Städtchen gewandert kam, bestand seine ganze Habseligkeit aus dem Käppi und den gewaltigen Sporen eines Franzosen. Das eine trug er led und schief auf dem Haupte und die anderen an den Stiefeln. Die aber nur an Sonn- und patriotischen Festtagen.

Natürlich, als er sich zum ersten Male in diesem Schmutz zeigte, was war das für ein Fragen und Staunen.

Der Nepomuk Wehrlein hielt zu dem allen, sonderlich, wenn man ihm einen Schoppen sahlt, mannbast stand.

Das er „dabei gewesen“, bis nach Paris hinein, darüber bestand, wenigstens für ihn selbst, keinerlei Zweifel. Und wehe dem, der einen solchen zu äußern wagte.

Er hatte natürlich alle Schlachten mitgemacht. War dabei, als sie den Napoleon fingen und den neuen Deutschen Kaiser in Versailles ausriefen. Der Bismarck und der Moltke hatten ihm die Hand gedrückt, und der Kronprinz Friedrich hatte einmal zu ihm gesagt: „Nepomuk, wenn alle so wären, wie du, dann gäb's bald keine Franzosen mehr.“

Daß er das Eiserne Kreuz nicht erhielt? Nur Tüde und Bosheit. Vorge schlagen war er, damals, als er bei einem Patrouillenritt ganz allein ein Bataillon Franzosen, sechs Geschütze und die Regimentskasse erbeutete. Alles in fünf Minuten. „Die haben geschaut, wie sie mich sahen. Auf die Knie sind sie gefallen und haben gezittert vor Angst.“

„Werden halt auch Schneider gewesen sein,“ wagte so ein junger Fiedrichsdach zu sagen.

Donnerstagen, fuhr da der Sporrasselle auf von seinem Stuhle. Mit beiden Armen suchte er in der Luft umher und stampfte auf dem Boden, daß die Sporen an seinen Stiefeln klirrten. Es war nämlich gerade Sebantag, und den feierte er ganz besonders ergiebig aus den Taschen der anderen. Denn natürlich, der Nepomuk Wehrlein hatte auch geholfen, den Kaiser Napoleon zu kriegen.

Na ja, wie's halt so geht. In den ersten paar Jahren, da war das „Sporrasselle“ noch eine Rarität im Städtchen. Von der Erinnerung an die große Zeit fiel mancher Brocken für ihn ab. Mit dem „Handwerken“ war's nicht viel. Es lag ihm auch wenig daran. Was er brauchte, das verdiente er so oder so. Und was er nicht verdiente — auch gut, dafür waren dann die anderen da.

Aber ein tiefer Schmerz geschah ihm doch. Der Kuckuck weiß, was dem Ortsgevaltigen in die Krone fuhr, daß er eines Tages den „Sporrasselle“ zu sich beschied und ihm kurz und bündig erklärte, die Maskerade müsse aufhören, sonst — Das „Sporrasselle“ hatte sich nämlich im Laufe der Jahre — weiß Gott, woher er das Zeug dazu hatte — aus allen möglichen Lappen und Abfällen eine ganz eigenartige Uniform zusammengeschnitten, und wenn er die am Leibe trug, war's gerade, wie wenn ein böser Geist in ihm säße. Da bramabasierte er drauflos, daß sich die Balken bogen und die Wände krachten. Es war gerade nicht mehr schön, und wie nun erst unser hochgelegenes Städtchen auch zu einem „Luftkurort“ würde, und ein neuer Bürgermeister kam, so einer von den „Studierten“, da ging die Herrlichkeit des „Sporrasselle“ mehr und mehr auf die Reize. Verdienen tat er seinen roten Heller mehr. Kümmeren tat sich um den armen Teufel eigentlich auch niemand mehr. So steckte man ihn eben einfach ins Brändnerhaus, und ließ ihn dort schwagen und reden, soviel er wollte. Außer den alten Leuten hörte es ja niemand mehr.

Sein Käppi und seine Sporen freilich, die mußte man ihm lassen. Ueber seiner ärmlichen Bettstatt hingen sie, und er hatte es sogar schriftlich gemacht, daß ihm die mit ins Grab gegeben werden!

Seht ihr, so geht's. Da redet sich so ein armseliges Menschenkind die wirren Geschichten so lange ein, bis es zuletzt selbst daran glaubt. Und das nennen die Leute dann Lug und Trug.

Der Nepomuk war darüber ganz anderer Meinung. Wenn er einmal durch die Straßen schlief, und es rief ihm einer zu: „Grüß Gott, Sporrasselle!“, dann ging's wie ein Rud durch das knidige Männlein. Er griff mit der zitternden Hand zu militärischem Gruß an die Kappe, und wenn gar einer in Uniform daber kam, — gewiß und wahrhaftig, — das armselige Leut stand still und schlug die Fäden zusammen, daß man meinte, seine Knochen klappern zu hören.

Der eherne Schritt der Geschichte war grausam genug, auch über den „Sporrasselle“ und die Zeitgenossen, die ihm diesen fürchterlichen Namen gegeben hatten, hinwegzugehen.

Leben tat er noch. Aber alt und verhuzzelt war er mit seinen 82 Jahren, und in seinem müden Kopf gab's wohl kaum mehr so etwas als Gedankenarbeit. Eigentlich wußte er selbst kaum mehr, was der seltsame Schmut über seinem Lager bedeute. Die glanzlosen Neuglein sahen wohl manchmal hinauf zu ihm. — Aber, was er ihm einst gewesen, davon hatte der Sporrasselle keine Ahnung mehr. Und wenn einer einmal den Versuch machte, ihn dran zu erinnern, oder gar mit seinem „Kriegsnamen“ anzureden, dann sah er ihn gar blöde an und murmelte ein paar Worte in seinen Stoppelbart hinein.

Und es kam der Sommer des Jahres 1914, und über die Welt stiegen des Krieges schwarze Wolken empor.

Der Kaiser rief, und alle, alle kamen! Es ging ein Flammen auf zum Himmel und der Schrei des Hornes gelte durch die Lande über Verrat und Tüde.

Im warmen Sonnenschein saß der „Sporrasselle“ und dämmerte hinein in den Tag. Wie aber die Jungmannschaft des Städtchens daherzog in gleichem Schritt und Tritt mit schallendem Gesang und der bunten Mütze, da hob das alte Männlein lauschend den Kopf.

Ja, was war denn das? Das war ja wie dazumal! Das Klang ja und dröhnte daher wie Kanonendonner und Schwerterklirren!

Mühsam, auf seinem Stoch gestützt, stand er da und starrte der Jungmannschaft entgegen. Und wie das erste Glied der Truppe an ihm vorbeizog, da straffte er sich empor, wie ein Junger. Da war's, als gäb's kein Alter und kein Gebrechen. Schier gesprungen kam er. „Der Sporrasselle!“ klang's hell durch die Reihen. Schon hatten ihm die zwei vordersten gefaßt und emporgehoben auf ihre Schultern. Red sah ihm eine Mütze auf dem kalten Kopf. Hoch hielt er den empor, und zu Sang und Klang schwang er den Stoch im Takte.

Erst drinnen in der Wirtsstube, wo sie sich sammelten zum Abschiedstrunk, setzten sie ihn nieder. Alle Hände streckten sich ihm entgegen. „Hoch der Sporrasselle!“ tönte es von allen Seiten. Bitternd griff er nach dem Krug schäumenden Bieres. Und jetzt — wie sich seine Augen weiteten! Wie hell und klar das sonst so dünne Stimmlein klang!

„Kameraden!“ rief er. „Es lebe der Kaiser! Mit Gott für...“

Er taumelte zurück und sank zusammen.

starr. Noch einmal suchte er den Arm zu heben — — —

Der Kopf sank ihm auf die Brust und die Augen wurden

Der „Sporrasselle“ war eingerückt zur großen Armee.

War er das erste Opfer des großen Krieges? Und wer wollte zu Gericht sitzen über ihn? Da war keiner in diesen Tagen!

So geschah's, daß der „Sporrasselle“ zur Ruhe kam mit allen Ehren, die er sich gewünscht hatte.

U. R.

Im Feuer der deutschen 42er Mörser.

Ein belgischer Artillerieoffizier, der bei der Verteidigung des Antwerpener Forts Wavre-St. Catherine schwer verwundet worden und von seinen Kameraden auf holländisches Gebiet geschafft worden ist, hat dem „Allgemeinen Handelsb'ad“ (Amsterdam) eine lebensvolle Schilderung der fürchterlichen Wirkung der deutschen 42-Zentimeter-Mörser zur Verfügung gestellt, die er am eigenen Leibe zu spüren bekommen hat! Sie fügt zu den bisher bekannten Einzelheiten eine Reihe neuer Züge hinzu, die namentlich die Wirkung auf den Menschen betreffen.

„Gegen 1 Uhr mittags“ so schildert der Belgier, „läßt sich ein grausiges Geräusch hören, dem ein gewaltiger Stoß folgt. Das ganze Fort dröhnte: es ist die erste 42-Zentimeter-Granate, die auf uns niederschlägt. Und es war der Beginn einer langsamen grausigen Vernichtung. Nichts, aber auch gar nichts gibt eine Vorstellung von der Wirkung dieser Kreiswaffe. Gegen Halb drei hören wir einen entsetzlichen Krach: eine 42-Zentimeter-Granate ist durch ein der Zeller dieses Betongebäude gedrungen und hat ein so großes Loch darin geschlagen, daß bequem ein Straßenbahnwagen hindurchfahren könnte. Einige Zeit später wird das Fort in der Mitte getroffen. Zwei Mann liegen unter den Trümmern, doch können wir ihnen nicht helfen. So geht es nun weiter. Jeder Schuß trifft sein Ziel. Nach je acht Minuten bekommen wir mit mathematischer Genauigkeit unser 42-Zentimetergeschloß. Der Kommandant ruft uns zusammen zur Beratung. Es ist für uns der sichere Tod. Einer von uns soll zum Oberst gehen und ihm berichten, was geschieht. Die Tür schließt sich hinter ihm, und wir bleiben im Fort eingeschlossen, das für mehr als einen von uns das Grab werden soll. Gegen Abend hört das Bombardement auf. Das Gemöbe ist schon an sieben Stellen durchschlagen, und zahlreiche Geschütze sind außer Gefecht gesetzt. Wir haben zwei Getränke, vier Tote und einige Vermisste, die wahrscheinlich unter den Trümmern liegen... Nachts hält die Feldschlacht an, aber unser Fort wird geschont. Wir benutzen die Zeit, um unsere Vorbereitungen auf den Endangriff zu machen, der wohl gegen Morgen stattfinden wird. Um 8 Uhr abends war das Postautomobil gekommen — zum letztenmal. Es bringt mir Nachrichten von meiner Familie und von meiner Braut, sowie reine Wäsche. Ich schicke meine Uniform mit nach Hause und behalte nur das allernotwendigste. In alle, die mir teuer sind, schreibe ich ein letztes Lebenswohl. Dann bin ich zur Ruhe gegangen und wunderbarerweise glückte es mir, von Mitternacht bis um vier zu schlafen. Natürlich war ich ganz angekleidet. Dann habe ich mich, gewissermaßen als letzte Koketterie, vollständig gewaschen, mich sorgfältig gekämmt und reine Wäsche angezogen; darauf trank ich ein paar Schluck Kaffee und harrete der Dinge, die da kommen sollten.“

Um 6 Uhr morgens begann das Bombardement von neuem. Wir waren zur Ohnmacht verurteilt. Alles um uns herum stürzte zusammen, ganze Teile des Forts wurden in den Graben geworfen. Es ist das Ende, das fühlen wir. Da emig Mann, wahrhaftig vor Angst, zu stehen versuchen, stelle ich mich mit dem Revolver in der Hand an den halbeingestürzten Eingang. Die übrige Garnison und die Offiziere begeben sich nach einem nicht angegriffenen Flügel. So bleibe ich allein. Seht Meter entfernt, aber durch einen Trümmerhaufen von mir getrennt, steht mein Unteroffizier mit seiner Mannschaft. Bei jedem Schuß, der das Fort edröhnen läßt, ruft ich ihm meinen Befehl zu: niemanden hinauslassen! Und jedesmal kommt mit ängstlicher, aber doch ruhiger und bestimmter Stimme die Antwort: „Ja Befehl, Herr Leutnant...“ Gegen 10 Uhr sehe ich eine Gefenatte ankommen. Ich höre den dumpfen Lärm und den Stoch, an dem wir nun schon gewöhnt sind, und saae zu mir selbst: ach was, diesmal!

Kommst du noch nicht dran. Aber auf einmal sehe ich die Mauern einwärts. Wie ein gräßliches Gespenst sehe ich T. blutend davonstürzen, beide Arme vom Körper gerissen. Und auf mich stürzt eine gewaltige Feuerfäule zu. Das Pulvermagazin ist getroffen. Ich begreife es sofort und fühle, daß ich verloren bin. Instinktiv luche ich zu fliehen. Vergebliche Mühe. Die Feuerwolke erfasst mich, ich fühle mich fortgerissen. Etwa 30 Meter weiter werde ich niedergeworfen und gewaltig gegen eine Stahltür geschmettert. Ich stehe mit der unbestimmten Verfassung wieder auf: ich will aufrecht sterben. Meine Haare und meine Kleider fangen Feuer, ich beschütze meine Augen mit den Armen und halte den Atem an, aber wie erstarrt durch die Gase und die fürchterliche Hitze ziehe ich doch Luft ein: es ist Feuer, was in meine Lungen bringt. Es ist das Ende. Ich falle auf die Knie und höre meine Stimme rufen: mein Gott, mein Gott. Aber durch die Gewalt der Gase wird die Stahltür weggeschlagen. Auf Händen und Knien kriech ich hinaus. Ein Regen von Trümmern fällt auf mich nieder, doch ich kriech vorwärts. In meine verbrannten Lungen kommt wieder Luft, wenn auch mit Staub vermengt.

Für den Augenblick bin ich gerettet. Mit einer letzten Kraftanstrengung erhebe ich mich. Ich muß über das Fort kriechen, durch einen Hagel von Granaten und Schrapnell. Endlich komme ich ans Ziel und werde von den Armen meines Oberbefehlshabers angefangen. Er schließt mich wie ein Kind in die Arme und legt mich auf eine Matratze, und alle meine Kameraden stellen sich um mich herum, um mich nach Kräften zu beschirmen. Der Arzt und der Pfleger beden mich bei jedem Schuß mit ihrem eigenen Körper gegen die Sprengschüsse. Ich verliere das Bewußtsein. . .

Wie die Türken ehemals den Krieg erklärten.

Anders als heute, wo die Türken, wenn auch nach langer Spannung, ohne weiteres in den Kriegszustand mit den Russen getreten sind, vollzog sich in früheren Zeiten dieses Ereignis. Aus dem Jahre 1768 liegt uns ein Bericht über die großen Feierlichkeiten vor, unter denen damals der Krieg der Türken gegen die Russen erklärt wurde.

„Bei Gelegenheit des Friedensbruchs zwischen Rußland und der Pforte siehet man hier folgende Beschreibung von den Solennitäten, die gemeinlich zu Constantinopel bei einer Kriegserklärung vorgenommen werden: Wenn der Großsultan den Krieg beschloßen hat, so läßt der Janitscharenaga diesen Entschluß der hohen Pforte unter Trompetenschall bekannt machen. Sogleich wird in der ganzen Stadt, von nichts als Krieg gesprochen, und man singt zum Voraus Stegeslieder zum Lobe des Kaisers. Alle Künstler und Handwerker, sind verbunden, an diesem Tage dem Kaiser ein Geschenk zu machen, und hiemit endigen sich die Feierlichkeiten des ersten Tages. Am folgenden Tag halten die Türken, welche ihre Geschenke gebracht, eine Proceßion durch die vornehmsten Straßen der Stadt, welche in folgender Ordnung geschieht: Zuerst reitet ein Esfendi; auf einem köstlich geziertern Kameel und liest mit lauter Stimme aus dem Alcoran, verzwischen ein Trupp junger Leute die ihn begleiten, Lobgesänge singet. Dierauf folgt ein Mann zu Fuß, der größte, den man finden kan, mit Laub bedeckt, einent Bandmann, der sein Feld besäet, nachahmend. Ihn begleiten verschiedene Bauern, welche Kornähren und Sicheln tragen. Dann folgt eine Karre von Ochsen gezogen, worauf eine Windmühle steht, und einige Müllerburche, ganz mit Mehl bestäubet. Hiernächst kommt ein anderer Wagen von Büffeln gezogen, worauf ein brennender Ofen und zwey fast ganz nackte Menschen befindlich sind, wovon der eine von Zeit zu Zeit Brod aus dem Ofen holt und es unter das Volk wirft, welches sehr begierig darnach ist. Diesem Wagen folgt das ganze Corps der Bäcker, welches sehr zahlreich ist, Paarweise in ihren besten Kleidern, und ein jeder trägt einen Korb mit Zwieback und Brod auf dem Kopf; die beiden letzten haben jeder einen Lustigmacher bey sich auf das lächerlichste gekleidet, welche das Volk mit allerhand Possen belustigen. Dann kommen alle Handwerker mit Musik, und laßen sich Zeichen vortragen, welche ihre Profession anzeigen. Unter andern führen die Kürschner allerley auf das künstlichste ausgestopfte wilde Thiere mit sich. Wie im Jahre 1717 zu Adrianopel eine dergleichen Proceßion abgehalten wurde, so bestand sie aus 20 000 Mann die alle im Stande waren, die Waffen zu tragen und bereit dem Sultan auf die erste Order zu folgen. Der Marsch wird durchgängig von einigen jungen Freywilligen geschloßen, welche bis auf den Gürtel nackend sind, und sich, zu Bezeugung ihrer Tapferkeit, mit Messern große Wunden auf den Schultern, auf den Armen und am Kopfe versehen, so daß sie ganz mit Blut bedeckt sind und ein

schreckliches Ansehen haben. Die jungen Türken glauben, sich hierdurch besonders dem schönen Geschlechte gefällig zu machen, und ihnen Beweise ihres Heldenmuths zu geben.“

Eine solche Kriegserklärung pflegte aber auch der türkische Sultan durch einen Eidschwur zu bekräftigen, der dem Feinde ein fürchterliches Geschick androhte. So gibt die in München herausgegebene „Mercurii Relation“ vom Jahre 1684 Kunde von der Erklärung des Sultans Achmed, die sich damals gegen die ganze Christenheit, insbesondere die deutsche, richtete: „Ich Sultan Achmet von der Gnade Gottes unüberwindlicher Kaiser gegen Aufgang usw. Schwöre bey dem Allmächtigen Gott / bey der Schöpfung und bey göttlicher Krafft / bey dem Firmament und Gestirn, bei Sonn und Mon / auch bei den klaren scheinenden Sternen / bey allen Qualitäten der Welt / bey meinem Leben / bey der Milch, die ich gefogen habe / so die erste Speiß meines Lebens war / bey meinem Haupt und Bart / und bei dem allmächtigen Machomet / bey meinen Voreltern / Groß-Vatter und Groß-Mutter / und bey ihrer Beschneidung Musmann sub Agarener / und bey meinem Theyl nach der Seeligkeit / daß ich den Coenig und alle Deutchen sambt allen ihren Anhang vertilgen wil / und alle ihre Länder verwüsten / ihre Freund und Kinder in die Dienbarkeit führen / und ferner die ganze Christen under meinen Gewalt zu bringen. Von welchem Vorhaben ich nun mehr nit ablassen wil / sollte auch alle meine Raht / Stätte und Rätthe zu Grund gehen / auch mein Verstand zerrüttet werden und auch nur ein Geschlecht von Beschneuten / ja nur zwey oder drey Persohnen allein im Leben verbleiben / und so sie hernach diesem Ihd nicht nachkommen / ihn nicht vollführen / oder denselben im wenigsten brechen und nit festhalten werden / daß sodann der Zorn Gottes auff mein Haupt falle / uns gant verderbe und auftilge / auch alles dasjenige / was mein Haupt angreifen soll / Beliebe dem höchsten Gott in ein Stein zu verändern / und mich soll der Grund der Erden nicht gedulden / sondern seinen Schlund auffstun / und mein Seel und Leichnam verschlucken und verzehren / Amen.“ Th. G.

Vermischtes.

* Zur Geschichte eines historischen Wortes. Der Krieg bringt viele Legenden hervor, die in der Folgezeit nur schwer wieder auszurufen sind. Man kennt z. B. die berühmten Worte: „Meine Herren Engländer, feuern Sie zuerst!“ die der Kommandant der französischen Schützen in der Schlacht von Fontenoy dem Feinde zugerufen haben soll. Aber auch diese Geschichte verliet etwas anders, wie die italienische Zeitschrift „L’Ora“ nachweist. Die Schlacht fand im Jahre 1745 statt. Fontenoy liegt in Belgien und die Franzosen kämpften gegen Engländer, Deutsche und Belgier. Damals war das Abwehren eines Gewehrs oder einer Kanone eine langwierige und verwickelte Angelegenheit, so daß die Soldaten strenge Weisung hatten, niemals zuerst zu feuern, wenn sie den Feinden gegenüberstanden, um nicht beim Wiederladen im Nachteil zu sein. Als nun in Fontenoy Franzosen und Engländer einander gegenüberstanden, rief der englische Führer Lord Bay zuerst: „Herren Franzosen, schießt nur!“ Aber der französische Führer Graf d’Auteroche erwiderte: „Herren Engländer, schießt ihr! Wir schießen niemals zuerst!“ Das also war der Ursprung der Geschichte von der französischen Ritterlichkeit. Aber die Geschichte geht noch weiter. Schließlich verloren die Engländer die Geduld und schossen doch. Viele Franzosen fielen, und in ihren Reihen entstand eine Panik, so daß sie sich zu einer ziellosen Flucht wandten, die nur von den dahinter stehenden Reitern aufgehalten wurde. Mit dem Säbel in der Hand zwangen die Reiter die Flüchtigen, dem Feinde Widerstand zu halten. Der französische König, der den Vorgang von einer Anhöhe sah, wandte sich an seine Offiziere mit den Worten: „Meine Herren, es tut mir leid, daß Sie über so erbärmliche Feiglinge befehlen müssen!“ Das sind wirklich historische Worte, die aber nicht populär geworden sind.

Logogriph.

Kennt du das scharfe Gerät mit „s“ und mit „e“ an dem Ende? — Tausche „s e“ gegen „f“, ist es nur scharf als Bewürz. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

K
R a d
P i r n a
K a r p f e n
H a f f e r
R e h
n